

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort	V
Die Mobilmachung — Drainville	1
Von Bazancourt bis Sattonghätel	8
Les Eparges	12
Douchy und Monchy	17
Vom täglichen Stellungskampfe	25
Der Aufstakt zur Somme-Offensive	35
Guillemont	49
Am St. Pierre Baast	61
Der Somme-Rückzug	67
Im Dorfe Fresnoy	73
Gegen Inber	80
Langemard	91
Regniéville	108
Noch einmal Flandern	116
Die Cambraischlacht	125
Am Cojeul-Bach	135
Die große Schlacht	140
Englischer Vorstoß	162
Mein letzter Sturm	173



Die Mobilmachung. — Drainville.

Als am 2. August 1914 die Mobilmachung befohlen wurde, war ich 19 Jahre alt und Oberprimaner in Hannover. Ich meldete mich als Kriegsfreiwilliger. Infolge der mangelhaften Organisation konnte ich erst nach wochenlangen Herumtoben vor Kasernen und in Schreibstuben beim Füsilier-Regiment „Prinz Albrecht von Preußen“ (Hannoversches Nr. 73) ankommen. Da mein Eintritt infolge der Überfüllung mit Kriegsfreiwilligen nicht vor Oktober möglich war, benutzte ich die Zwischenzeit, um das Abiturienten-Examen zu machen. Die Ausbildung erfolgte in der Kaserne an der Vulk, sie war sehr abgekürzt. Am Jahreschlusse wurden wir verladen und nach dem Westen abtransportiert . . .

Nach mehrtägiger Bahnfahrt hielt der Zug in Bazancourt, einem Städtchen der Champagne. Wir stiegen aus. Mit ungläubiger Ehrfurcht lauschten wir dem langsamen Takte des Walzwerkes der Front, einer Melodie, die uns in langen Jahren Gewohnheit werden sollte. Ganz weit zerfloß der weiße Ball eines Schrapnells im grauen Dezemberhimmel. Der Atem des Kampfes wehte herüber und ließ uns seltsam erschauern. Ahnten wir, daß fast alle von uns verschlungen werden sollten an Tagen, in denen das dunkle Murren dahinten aufbrandete zu unaufhörlich rollendem Donner? Der eine früher, der andere später?

Wir hatten Hörsäle, Schulbänke und Wertische verlassen und waren in den kurzen Ausbildungswochen zusammenschmolzen zu einem großen, begeisterten Körper, Träger des deutschen Idealismus der nachsiebziger Jahre. Aufgewachsen im Geiste einer materialistischen Zeit, wob in uns allen die Sehnsucht nach dem Ungewöhnlichen, nach dem großen Erleben. Da hatte uns der Krieg gepackt wie ein Raufsch. In einem Regen von Blumen waren wir hinausgezogen in trunkenen Morituri-Stimmung. Der Krieg mußte es uns ja bringen, das Große, Starke, Feierliche. Er schien uns männliche Tat, ein fröhliches Schützengefecht auf blumigen, blutbetauten Wiesen. Kein schöner Tod ist auf der Welt. . . . Ach, nur nicht zu Haus bleiben, nur mitmachen dürfen!

Jünger, In Stahlgewittern.

1

Ernst Jünger, In Stahlgewittern. Aus dem Tagebuch eines Stoßtruppführers, Hannover 1920. Seite 1: Zu Beginn der Kriegsdarstellung ist die Dichte der Sprachbilder besonders hoch.

Lubrich, O. — Sprachbilder des Krieges

Pandaemonium germanicum 16/2010.2, p. 53- 88. —

www.ffch.usp.br/dlm/alemao/pandaemoniumgermanicum

Anhang 2 — i

Die große Schlacht.

Das Bataillon wurde im Schloß von Brunemont untergebracht. Wir erfuhren, daß wir in der Nacht vom 19. zum 20. März 1918 nach vorn marschieren sollten, um in der Nähe von Cagnicourt in Stollen des Trichterfeldes bereitgestellt zu werden, und daß der große Angriff am Morgen des 21. beginnen sollte. Das Regiment hatte den Auftrag, zwischen den uns von 1915/16 her wohlbekannten Dörfern Ecourt—St.-Mein und Noreuil durchzustoßen und womöglich am ersten Tage Morcy zu erreichen.

Ich schickte den Leutnant Schmidt, den wir seines netten Wesens wegen gar nicht anders nennen konnten als „Schmidtchen“, voraus, um die Unterkunft der Kompanie zu sichern.

Zur bestimmten Stunde marschierte das Bataillon aus Brunemont ab. Trotz strömenden Regens war die Stimmung gut. Einen Betrunknen, der gröhelnd zwischen den Gliedern meiner Kompanie taumelte, überfah ich. Jetzt mußte jedes scharfe Wort schaden. Die Auszubildung war vorüber, nun kam die Sache selbst. Man mußte jedes Mädchen laufen lassen.

Von einer Straßenkreuzung, an der uns unsere Führerkommandos erwarteten, marschierten die Kompanien selbstständig nach vorn. Als wir in die Höhe der zweiten Linie waren, in der wir untergebracht werden sollten, stellte sich heraus, daß sich unsere Führer verlaufen hatten. Es begann ein Umherirren in dem schwach beleuchteten, aufgeweichten Trichtergelände und ein Fragen bei unabhilgigen, ebenso wenig orientierten Trupps. Um meine Leute nicht völlig zu erschöpfen, ließ ich halten und schickte die Führer in verschiedenen Richtungen aus.

Die Gruppen setzten die Gewehre zusammen und drängten sich in einen gewaltigen Trichter, während ich mit dem Leutnant Sprenger auf dem Rande eines kleineren saß. Schon seit einiger Zeit waren ungefähr 100 Meter vor uns einzelne Einschläge aufgeflammt. Ein neues Projektil schlug in geringerer Entfernung ein; Splitter klatschten in die Lehmwände des Trichter. Ein Mann schrie auf und behauptete, am Fuße getroffen zu sein. Ich rief den Leuten zu, sich in die umliegenden Löcher zu verteilen, während ich mit den Händen den schammigen Stiefel des Betroffenen nach einem Einschuß untersuchte.

Da pfiß es wieder hoch in der Luft; jeder hatte das zusammenschüttende Gefühl: die kommt hierher! Dann schmetterte ein betäubender, ungeheurer Krach; — die Granate war mitten zwischen uns geschlagen . . .

Halb ohnmächtig richtete ich mich auf. Aus dem großen Trichter strahlte unsere in Brand gesetzte Maschinengewehr-Munition ein intensives rosa Licht. Es beleuchtete den schwelenden Qualm des Einschlages, in dem sich schwarze Körper wälzten und die Schatten der nach allen Seiten auseinander stiebenden Überlebenden. Gleichzeitig ertönte ein vielfaches, grauenhaftes Gebrüll und Hilfesgeschrei.

Ich will nicht verheimlichen, daß ich zunächst, wie alle anderen, nach einem Augenblick starren Entsetzens aufsprang und planlos in die Nacht rannte. Erst in einem kleinen Granatloch, in das ich kopfüber geflüht war, wurde mir der Vorgang klar. Ich mußte mich an den schredlichen Ort zurückzwingen; unterwegs stieß ich auf den Füsilier Yaller, der während meiner November-Patrouille das Maschinengewehr erbeutet hatte, und nahm ihn mit.

Die Verwundeten stießen noch immer ihre furchtbaren Schreie aus. Einige kamen auf mich zugezogen und winselten, meine Stimme erkennend: „Herr Leutnant! Herr Leutnant!“ Einer meiner liebsten Rekruten, dem ein Splitter den Schenkel zertrübt hatte, klammerte sich an meinen Beinen fest. Meinem Unvermögen zu helfen, stuchend, klopfte ich ihm ratlos auf die Schulter. Solche Augenblicke vergißt man nie.

Ich mußte die Unglücklichen dem einzig überlebenden Krankenträger überlassen, um das Häuflein Betreuer, das sich um mich gesammelt hatte, aus dem gefährdeten Bereich zu führen. Vor einer halben Stunde noch an der Spitze einer kriegsstarren, ausgezeichneten Kompanie, irrte ich nun mit wenigen, seelisch vollkommen deprimierten Leuten durch das Grabengewirre. Ein blutjunges Milchgeschick, das vor einigen Tagen noch, von seinen Kameraden verspottet, beim Exerzieren der schweren Munitionskästen wegen geweint hatte, schleppte nun diese Last, die er aus der furchtbaren Szene gerettet hatte, getreulich auf unserem mühsamen Wege mit. Diese Beobachtung gab mir den Rest. Ich warf mich zu Boden und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus, während die Leute dister um mich herumstanden.

Nachdem wir einige Stunden lang erfolglos, oft von einschlagenden Granaten bedroht, durch Gräben gehaftet waren, in denen Schlamm und Wasser fußhoch standen, legten wir uns, zu Tode erschöpft, in einige in die Wände eingebaute Munitionsmischen. Mein Bursche breitete seine Dede über mich; trotzdem konnte ich infolge der furchtbaren Nervenerregung kein Auge schließen und erwartete, Zigarren rauchend, die Dämmerung.

Ernst Jünger, In Stahlgewittern. Aus dem Tagebuch eines Stoßtruppführers, Hannover 1920:

Seite 140-141: In der Beschreibung eines 'shell shock' setzt die Metaphorisierung vorübergehend aus.

Lubrich, O. – Sprachbilder des Krieges.

Pandaemonium germanicum 16/2010.2, p. 53-. –

www.fflch.usp.br/dlm/alemao/pandaemoniumgermanicum

Anhang 2 – ii